„Der Stoff versaut das Land“

Die kriminelle Erfolgsbranche der Dealer (I): Massenhafter Zulauf und unbegrenzte Gewinne

Mit Heroin und Kokain machen heruntergekommene Unternehmer und hochgekommene Zuhälter Millionen. Bis ins kleinste Dorf reichen die Geschäfte der Dealer. Immer mehr Jugendliche machen mit, weil sie ihre Sucht finanzieren müssen. Nun öffnet sich dem Rauschgift-Gewerbe ein gewaltiger neuer Markt: die DDR.

Drogenverkauf (in Hamburg): „Die Dämme drohen zu brechen“

Das Alte Land bei Buxtehude an der Elbe ist eine nette Gegend. Kleine Straßen führen zwischen Reetdachhäusern und knorrigen Obstbäumen hindurch. Kleine Vorgärten sind verziert mit kleinen Leuchttürmen und buntbemalten Wagenrädern.

Alles ist frisch angestrichen, sogar die Wackersteine am Wegesrand. Die Bauern verdienen gut mit ihren Apfelbäumen und mit dem Apfelkuchen, den sie für die Hamburger backen.

Alles schien gut in der Vorzeige-Idylle vor Hamburgs Toren. „Bei uns“, prahlte vor einiger Zeit der Polizeisprecher des Kopfsteinpflaster-Städtchens Stade, „gibt es kein Drogenproblem.“

Seit kurzem ist es aus mit dem Frieden. Drogenfahnder wühlen unter Apfelbäumen die Erde durch, kippen Obstkisten um. Eltern bewachen den Schulweg ihrer Kinder.

In einem Bewässerungsgraben hatten Arbeiter Mitte März einen Kanister gefunden, randvoll mit einem hellbraunen Pulver: Heroin. Das Erddepot eines Dealerringes war aufgeflogen.

Heroin ist im Land, Nachschub für die Fixer-Szene auf der anderen, der kaputten Elbseite.

Der Stoff ist überall. „Weiße Flecken auf der Rauschgiftkarte“, sagt Klaus Mellenthin, oberster Drogenfahnder beim Landeskriminalamt in Stuttgart, „gibt's nicht mehr.“ Riesige Mengen Rauschgift lagern in unterirdischen Verstecken. „Überall werden von Dealern neue Drogendepots angelegt“, berichtet Rauschgiftermittler Manfred Dihanich vom Bundeskriminalamt (BKA): auf Kinderspielplätzen ebenso wie in den Blumenkübeln der Stadtparks.

Dealer haben das ganze Land zu einem Lager und Umschlagplatz für Drogen gemacht. Viele haben die Bahnhofsgegenden und die Hafenviertel der Großstädte verlassen, jedes Dorf mit ihrem Gift überzogen. „Der Stoff“, ist das Resümee eines Hamburger Kripo-Fahnders, „versaut das Land.“

Noch nie war ein schmutziges Geschäft so erfolgreich:

- ▷ Milliardengewinne macht eine Handvoll von Großdealern für Kokain und Heroin, denen der Stoff vom kolumbianischen Kokainkartell und aus türkischen Heroinküchen geradezu aufgedrängt wird;
- ▷ ein Netz von Zwischenhändlern ist entstanden, es rekrutiert sich aus heruntergekommenen Kleinunternehmern und hochgekommenen Zuhältern, die Kokainkilos profitabel übers ganze Land verteilen;
- ▷ der Kleinhandel ist zur Lebensgrundlage für Zigtausende am Rand der Gesellschaft geworden: Süchtige, Ex-Oberschüler, gestrandete Schickis, abgewiesene und mittellose Asylbewerber machen das tägliche Geschäft auf den Straßen.

Abtransport eines Heroinopfers: Täglich ein Toter auf der Toilette

Der Drogenhandel scheint die Branche der unbegrenzten Möglichkeiten zu sein. Nie gab es soviel Ware, so viele Kunden und so viele Dealer.

Mehr als 25 000 Männer und Frauen gerieten im vergangenen Jahr den Ermittlern als illegale Drogenhändler in die Akten, das sind fast ebenso viele wie die legalen Drogenhändler, die Apotheker. Doch die wirkliche Zahl der Dealer ist wahrscheinlich so hoch wie die Zahl derer, die süchtig nach harten Drogen sind: über 100 000.

Und von denen finden Rettungsmannschaften täglich mindestens einen in irgendeiner Toilette oder einer Absteige tot auf: 553 Menschen starben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres an ihrer Sucht, fast 100 mehr als im ersten Halbjahr 1989.

Mehr als 20 Tonnen harte Drogen pro Jahr und ein Zigfaches an Haschisch werden von dem Gewerbe bundesweit an Süchtige verteilt. Jährlicher Gewinn im Geschäft mit dem Tod: rund fünf Milliarden Mark.

„Soviel Stoff wie nie zuvor", sieht Karl-Heinz Weber, Drogenfahnder beim Mainzer Landeskriminalamt (LKA), sei gegenwärtig auf dem Markt. Eine „irrsinnige Rauschgiftzufuhr" entdeckt zur Zeit auch der Stuttgarter LKA-Mann Mellenthin.

Und nicht anders als legale Branchen haben die Dealer nun die DDR als neues Absatzgebiet ausgemacht. Der einstige SED-Staat gilt nach Kripo-Analysen als wichtigster Wachstumsmarkt der neunziger Jahre. „Die Leute drüben", sagt der BKA-Experte Hagen Saberschinsky, „haben halt ein unheimliches Nachholbedürfnis, was das Leben angeht – und man will jetzt alles mal auskosten." Auch den Stoff, der die Träume von einem schöneren Leben bringt.

Die Drogenkartelle sind gut vorbereitet. Den BKA-Fahndern ist jüngst eine 70köpfige polnisch-skandinavische „Speed-Mafia" ins Visier geraten, die bereits im großen Stil mit der Produktion synthetischer Rauschgifte begonnen hat, bestimmt für den neuen Markt zwischen Rügen und Sonneberg. „Wie einen nahrhaften Kuchen" habe die Drogenmafia die DDR bereits unter sich aufgeteilt, meint auch Konrad Heinrich, Leiter der Dresdner Zolldirektion.

Die Masse der Dealer-Ware ist längst im Land – wochenlang war sie irgendwo gebunkert bis zur Währungsunion. „Bislang konnten unsere Leute das Zeug nicht bezahlen", sagt Herbert Klügl vom Grenzzollamt Wartha, „aber jetzt haben sie die D-Mark in der Hand, jetzt geht's voll los."

Alarmiert durch Meldungen über eine drohende Drogeninvasion, haben die DDR-Behörden erstmals eine mobile Fahndungsgruppe zur Rauschgiftbekämpfung ins Leben gerufen. Die bundesdeutschen Beamten haben den Kollegen im Osten Hilfe zugesagt.

Bundeskanzler Helmut Kohl hat gar eine „nationale Aktion" gegen die „entsetzliche Heimsuchung" durch die Dealer angekündigt. Ein neuer „Rauschgiftbekämpfungsplan", den die Bundesregierung auf einer Experten-Konferenz Mitte Juni in Bonn vorstellte, sieht Rasterfahndung, Lauschangriffe, Konto-Beschlagnahme vor. „Wenn wir nicht achtgeben", warnte der BKA-Drogenfahndungschef Jürgen Jeschke, „drohen die Dämme zu brechen."

Welche Dämme eigentlich? Es scheint, als müsse der Staat vor dem mörderischen Gewerbe kapitulieren. Das Verbrechen lohnt sich. Der Massenkonsum von Rauschgift, bestätigt das Bundesgesundheitsministerium in seinem neuesten Drogenbericht, sei in „alle sozialen Schichten vorgedrungen".

Zu den Süchtigen gehören nun auch die Leute aus der Klientel der konservativ-liberalen Koalition, die „Arrivierten" (Drogenbericht). Jedermann ist ein potentieller Kunde – und ein potentieller Dealer.

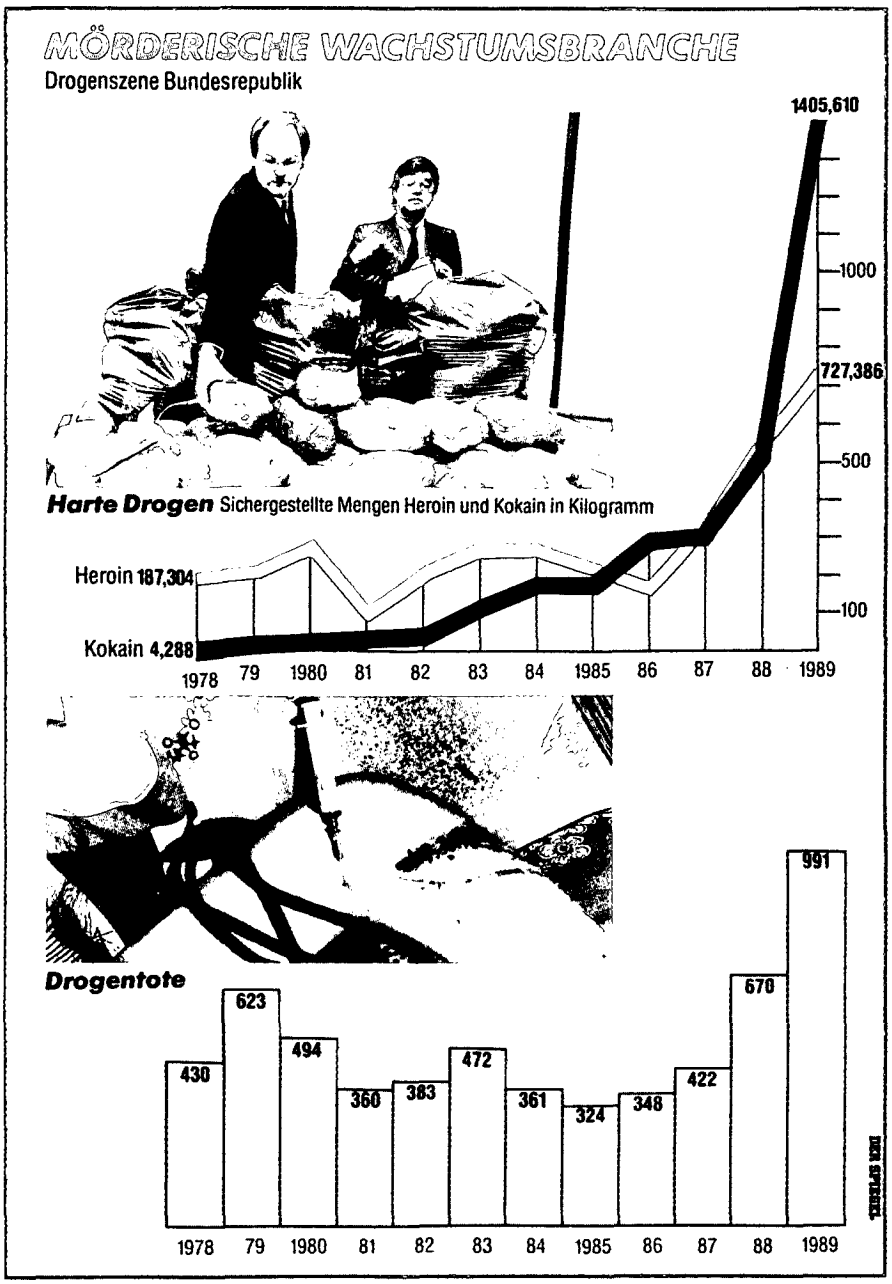
„Nur in Krimis", sagt der Frankfurter Oberstaatsanwalt Harald Körner, bundesweit als Kommentator des Betäubungsmittelgesetzes und Experte für Drogendelikte bekannt, „sind Dealer dunkle Gestalten mit Bart und Sonnenbrille." In Wirklichkeit, so Körner, haben diese Verbrecher oft „Frau und zwei Kinder und Wohnung in einer Villa am Stadtrand". Kurz: Sie sind „Leute wie du und ich".

So einer ist Herr Gericke – zumindest nach Meinung der Staatsanwaltschaft.

Hans-Joachim Gericke, 42, ist beileibe kein Mann der Hamburger Unterwelt. Er besaß ein Büro gleich hinter der Flaniermeile Mönckebergstraße und firmierte als Kredit- und Partnervermittler. Jetzt steht er in Hamburg vor Gericht, weil er sich statt mit Partnern wohl mit Kokain versucht hat.

Damit fiel er der Kripo im Dezember 1988 auf. Da betrat ein Mann das City-büro, der so aussah, wie man sich einen Edelzuhälter in Hamburg vorstellt – Dupont-Feuerzeug, brillantbesetzte Cartier-Uhr – und auch so hieß: „Ronnie".

Zwei Kilo Kokain, sagte der Kunde, wolle er für einen reichen Amerikaner kaufen. Dem Manne konnte geholfen werden; die Ware stand ja schon neben dem Schreibtisch – in einer roten Segel-



tuchtasche. „Die ist mehr als 270 000 Mark wert", erfuhr Ronnie.

Zeugen sahen später, wie die Geschäftsfreunde im „Don Juan" in der nahe gelegenen Großen Reichenstraße den Deal begossen. Bis weit nach Mitternacht soffen die Männer, und Gericke soll geprahlt haben, als sei er Graf Koks.

Der andere sagte gar nichts, der hörte nur zu. Er war nämlich von der Polizei.

Der Fall, den die Hamburger Kripo gegenwärtig als ihren größten Fahndungserfolg feiert, beweist nur, wie unverhohlen sich mittlerweile auch Dilettanten an einem Geschäft beteiligen, das vom Strafgesetzbuch als Verbrechen eingestuft wird.

Es hat ja so wenig Verbrecherisches, mit Drogen zu handeln. Das Delikt hinterläßt in der Regel keinen sichtbaren Schaden, keine Opfer, nur zufriedene Gesichter. Niemand muß Gewalt üben, keine Tür wird aufgebrochen, kein Blut fließt, keiner ruft die Polizei.

Abgründige Biedermänner, weiß der Frankfurter Drogenermittler Körner, seien es oft, die auf dem Kokainsack sitzen: „Alles gespaltene Persönlichkeiten", die „nach Feierabend sich am Stammtisch aus tiefstem Herzen" und nicht nur zur Tarnung über das „Saugeschäft mit den Drogen empören".

Es gehört häufig nur wenig kriminelle Energie dazu, mitzumachen bei der profitablen Drogenschieberei. Oft reicht schon eine Urlaubsbekanntschaft, den Einstieg ins Geschäft zu finden.

Eine Freundin des Hamburger Geschäftsmannes Gericke hatte so beim Italienurlaub den netten Südamerikaner Carlos Lopez-Hernandez kennengelernt, nach Ansicht der Ermittler ein Großhändler, der daheim in Kolumbien zur Führungsetage des Medellín-Kartells, der weltweit größten Kokainfirma, gehört.

Der Rest war eine Kleinigkeit, das Kartell organisierte alles. Gerickes Freundin und einer aus seiner Hamburger Clique wurden alsbald nach Kolumbien eingeladen. So weit war der Mann, ein Hamburger Maurer, noch nie gereist. Und sein Geständnis bei der Staatsanwaltschaft klang denn auch eher wie die Erzählung von einer Ferienreise.

Wie er im kolumbianischen Cali, auch ein Zentrum des Drogenhandels, in einem feinen Hotel einquartiert wurde. Wie er, von Revolvermännern begleitet, Ausflüge in die Umgebung unternahm. Wie er schließlich die vereinigten Werkstätten der Kokainkönige besichtigen durfte: eine Schusterei etwa, in der eifrige Handwerker Kokain in Schuhsohlen einarbeiteten, eine Tischlerei, in der Spezialisten doppelte Sperrholzböden in kleine Aktenkoffer einpaßten.

Einen Koffer bekam schließlich auch der Maurer aus Hamburg in die Hand gedrückt. Dann wurde er wieder nach Hause geschickt.

So wird man Dealer, nichts scheint einfacher. Selbst Ermittler des Mainzer LKA sind manchmal verblüfft, was für schräge Teams sich im „ländlichen Raum" (LKA-Fahnder Weber) zusammenfinden.

Da klingelte bei einer Frau in Bad Breisig ein alter Bekannter aus Kolumbien überraschend an der Wohnungstür, im Schlepptau ein paar Freunde. Die netten Leute hatten Kondome voller Kokain im Körper, die heiße Ware luden sie in dem pfälzischen Kurort ab. Und die Gastgeberin wurde schnell zum Mitmachen gewonnen.

Alsbald zog das Team durch die Bars und Kneipen der Provinz und verkaufte Kokain. „Wenn's klappt", weiß der Mainzer Drogenfahnder Weber, „ist das oft ein Karrierebeginn." Und solche Drogenkarrieren sind verlockend.

Mancher will nur seine Pension aufbessern. In Frankfurt mußte sich jetzt ein 58jähriger Oberbaurat wegen fortgesetzten Drogenschmuggels vor Gericht verantworten. Zollbeamte hatten den Stadtbediensteten (Besoldungsgruppe A 14, 4900 Mark netto) bei einer Tour abgefangen und im eigens präparierten Autotank 20 Kilo Haschisch gefunden.

Viele tun's auch, weil sie mit ihren bürgerlichen Geschäften in die Klemme geraten sind. „Schuldenleute" werden sie von den Ermittlern genannt.

So griff die Münchner Kripo vor kurzem ein Garchinger Spediteursehepaar auf, das sich nach Kripo-Erkenntnissen bei der türkischen Drogenmafia verdingt hatte, um den drohenden Konkurs seiner Firma abzuwenden. Den Fahn-

dern fielen bei der Festnahme 72 Kilopakete hochreinen Heroins in die Hände: mehr als die Monatsration einer westdeutschen Großstadt.

Heruntergekommene Kleinunternehmer gehören zur alltäglichen Klientel eines verdeckten Ermittlers, der in Süddeutschland in amtlichem Auftrag bei Drogendeals mitmischt. Der hat beobachtet: „Es gibt Leute, die sagen sich, jetzt mach' ich halt was mit Heroin – die haben vorher mit Teppichen gehandelt."

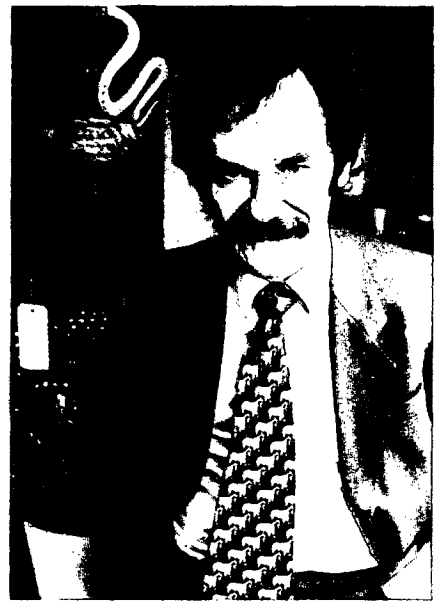
Solche Dealer, weiß der Ermittler, sehen aus wie die üblichen „Yuppie-Geschäftsleute" – und fühlen sich auch so: „Die fahren einen fetten BMW, der noch ein bißchen aufgemotzt wird."

Modische Brille, Kurzhaarschnitt, teure Jeans, schicker Pulli: Der 36jährige ist in der süddeutschen Kleinstadt als erfolgreicher und reicher Konzertveranstalter bekannt. Doch viel mehr als mit Musik verdient er mit Stoff.

Gut 8000 Mark netto mit dem Drogenvertrieb pro Monat räumt er im vertraulichen Gespräch ein. Bei Hasch, sagt er, verdiene er 7 Mark pro Gramm, bei Koks seien es 50 Mark: „Meine Zielgruppe", sagt er, „das sind Leute wie ich."

Leute wie er finden den Umgang mit Drogen ganz normal. Schon in dem „Bessere-Leute-Gymnasium, in dem ich zur Schule ging", hätten die Schüler das Zeug unter sich aufgeteilt. Und die Musiker, die er betreut, sowieso: „Die sitzen im Intercity erster Klasse und sind zu", und sie verkaufen auch mal was.

Alles kriminelle Softies. „Im Vergleich zu den Großen bin ich ja nur ein kleiner Fisch", sagt der Münchner Janis Lukins, der bis zu seiner Verhaftung mehrere Tonnen Hasch umgesetzt hatte. „Ich habe ja versucht, davon loszukommen, aber das Geld war eine zu große Versuchung."



Drogenermittler Körner, Mellenthin: „Dealer sind Leute wie du und ich"

Die größten Biedermänner unter den Heroindealern sind die Türken. Der süddeutsche Drogenagent: „Türkische Familienväter bringen aus dem Urlaub daheim ein oder zwei Kilo Heroin mit, für die ist das nichts anderes als Bier oder Schnaps."

Aus der Sicht der Ermittler sind türkische Gelegenheitstäter eine der größten Dealergruppen. Was Wunder: „Das sind genau die Blöden, die man erwischt", sagt der Münchner Kripo-Mann Gerhard Mayr.

Sichergestelltes Kokain (in München): „Soviel Stoff wie nie zuvor"

Die Profis sind kaum zu fassen. Eine Handvoll Leute sorgt bundesweit dafür, daß die Ware zu den Zwischenhändlern fließt, die sich ihrerseits regional verdient machen.

Die Manager des Marktes sind unberührbar. Sie führen nach außen eine ganz legale Existenz als Großgastronomen oder Computerverkäufer. „Wenige gutsituierte türkische Großhändler" mit seriösen Firmenfassaden, heißt es in einem internen Bericht der Drogenfahnder des Landeskriminalamtes in Düsseldorf, betreuen den Heroinhandel Nordrhein-Westfalens, doch keiner von denen hat jemals Heroin in der Hand.

So ist zum Beispiel nach Ansicht norddeutscher Ermittler die Gemeinde Maschen südlich von Hamburg nicht nur der Ort mit dem größten Güterbahnhof Europas – hier wird auch Kokain verschoben. Ein großer Teil des norddeutschen Kokainmarktes werde von der Villa eines Kokskönigs aus gesteuert. Wer dort seine Ware bezieht, gehört selbst zur Elite. „In den oberen Rängen", merkte der verdeckte Ermittler aus dem Süden, „ist Grundvoraussetzung viel Kohle und Seriosität."

Über Seriosität läßt sich streiten. Ein Pfandhausbesitzer von St. Pauli ging den Hamburger Ermittlern als Großdealer ins Netz; ein Ex-Bordellier unweit von Wedel steht in Verdacht, vier bis fünf Kilo im Monat im Hamburger Umland zu verteilen.

Für ein Kilo Kokain werden in diesen Kreisen um die 80 000 Mark bezahlt – und kiloweise wird es weiterverkauft, zum doppelten Preis.

In der nächsten Handelsstufe geht der Stoff auf die Dörfer. Aus der Wedeler Gegend etwa nach Norderstedt, wo ein ganz gemütliches Café bei Jungunternehmern aus den großstadtnahen Auf-

steigervorstädten als Einkaufszentrum für den Partybedarf bekannt ist.

Da bekommen die Kunden schon mal 50 Gramm ausgewogen. Mittlerweile hat der Stoff sein Volumen mit Milchzucker verdoppelt – und damit abermals seinen Preis.

Meist sind es Zwischenhändler, die sich in solchen Etablissements ihr Päckchen abholen, den Inhalt erneut strekken, ihre Prozente draufschlagen und das Endprodukt an Straßenhändler und kleine Zuhälter abgeben, die ihre Kundschaft dann mit noch mal und noch mal gestrecktem Stoff für 170 Mark das Gramm bedienen.

Immer mehr Leute drängen ins Geschäft, um am Vertrieb der großen und kleinen Tüten mitzuverdienen. So schieben sich zwischen zwei Zwischenhändler immer neue Zwischenhändler und halten die Hand auf – das geht so lange, bis es knallt.

Geknallt hat es beispielsweise im Sommer vergangenen Jahres an der Verbindungsstraße zwischen Frankfurt und Neu-Isenburg. Fernando Adamo, 35, lag an einem Montag morgen am Rande des Berufsverkehrs mit mehreren Schüssen im Kopf. Sein Auto, ein heller Mercedes, stand wenig weiter ausgebrannt am Straßenrand. Die Mörder hatten es angezündet, um Spuren zu verwischen.

Die Mörder waren Dealer ebenso wie das Opfer. Adamo wurde „exekutiert" (Frankfurter Kripo-Fahnder), weil sich die Partner über ein Rauschgiftgeschäft nicht einig wurden.

Wo gedealt wird, gibt es Tote. Eine „unglaubliche Brutalisierung", so beobachtete der Stuttgarter Drogenfahnder Mellenthin, hat der Konkurrenzkampf der Zwischenhändler ins Geschäft gebracht: „Da werden Unterarme gebrochen, Autos in die Luft gesprengt, Wohnungen angezündet."

Mit Bodyguards und Kampfhunden umgeben sich die Makler des Drogengeschäfts, weil sie voneinander genau wissen, daß sie sich nach dem Leben trachten. Die haben, sagt Mellenthin, „Auftragsmetzger" unterwegs.

So einer muß es gewesen sein, der einen als V-Mann der Polizei enttarnten Zwischenhändler in Stuttgart überfiel, fesselte, ihm bei lebendigem Leibe die Bauchdecke aufschlitzte und ihm dann erst den Kopf abschnitt.

Mit ähnlichen Methoden versuchen auch umsatzschwächere Drogenschieber, Furcht und Schrecken unter den abhängigen Kleindealern zu verbreiten – je kleiner, desto fieser.

Zwei Türkenjungs, die bei ihrem Oberdealer in Verdacht geraten waren, fünf Gramm Heroin unterschlagen zu haben, wurden in den Keller eines Abbruchhauses im Frankfurter Studentenviertel Bockenheim geschleppt und ge-

„...wir danken Ihnen für dieses Gespräch"

SPIEGEL-Gespräche 1989

Das erste SPIEGEL-Gespräch erschien im SPIEGEL vom 2. Januar 1957; erster Gesprächspartner war Franz Josef Strauß.

In den 33 Jahren seither haben sich SPIEGEL-Gespräche zu einer Institution im deutschen Journalismus entwickelt.

Damals wie heute sind SPIEGEL-Gespräche nie als schlichte Interviews geführt worden. Sie wollen Diskussions- und Streitgespräch sein, in das alle Beteiligten ein Maximum an Sachverstand einbringen.

Über 100 SPIEGEL-Gespräche werden jährlich geführt – mit Politikern, Topmanagern, Künstlern und Sportlern. 82 Gespräche aus dem Jahre 1989 wurden für diesen Sammelband ausgewählt.

Das breite Spektrum der Gesprächspartner und die Vielfalt der diskutierten Themen dokumentieren in einzigartiger Weise das Jahresgeschehen 1989.

Gesprächspartner in diesem Band sind u. a.: Hans Modrow, Gregor Gysi, Wolfgang Berghofer und Markus Wolf; Willy Brandt, Lothar Späth, Theo Waigel, Hans-Dietrich Genscher, Franz Schönhuber und Oskar Lafontaine; Alfred Herrhausen, Daniel Goeudevert, Christian Friedrich Flick und Akio Morita; John le Carré, Günter Graß und Klaus Maria Brandauer; Andrej Gromyko, Benasir Bhutto, Mobutu Sese Seko und Schimon Peres.

Die Dokumentation „SPIEGEL-Gespräche 1989" hat einen Umfang von 352 Seiten und kostet DM 36,– (inkl. Inland-Porto).

Lieferung gegen Vorkasse. Zahlungen bitte per Überweisung auf das Postgirokonto Hamburg 71 37-200 (BLZ 200 100 20) oder per Verrechnungsscheck – mit Bestellvermerk „SPIEGEL-Gespräche 1989".

DER SPIEGEL

SPIEGEL-Verlag Vertriebsabteilung
Postfach 11 04 20 D-2000 Hamburg 11

foltert. Dann zeigten die Peiniger den verängstigten Jungen einige Obstkisten: „Das sind eure Särge." Die Kinder, berichtet die Polizei, kamen mit Blutergüssen und dem Schrecken davon.

In München, von dessen Nachtleben Dealer behaupten, ohne Kokain schnurre es auf das Niveau einer Würstlbude zusammen, ist es unter Drogenhändlern chic geworden, sich vom unerfreulichen Gewerbe des organisierten Handels unabhängig zu machen.

Wer auf sich hält, kauft direkt in Holland ein. Der Mietwagen-Pauschalpreis für ein Wochenende, 99 Mark, springt da allemal wieder raus.

So eine „Blas'n" (Ermittler) flog, na wo wohl, im Schicki-Viertel Haidhausen auf. Das war eine trendy Clique von 20 bis 30 Zwischen- und Unterhändlern, die ihr Geschäft unter dem charmanten Tarnnamen „Trödelbörse" an der Einsteinstraße betrieb.

Der Organisator, der 31jährige Peter S., vor Jahresfrist zu fünf Jahren und neun Monaten Haft verurteilt, hätte was Besseres werden können. Der Fabrikantensohn hatte eben erst eine Millionenerbschaft angetreten.

Doch dafür ließ der Münchner, selber ein großer Kokser, Stoff bei „Jacky" in der Bar „Guapa" im holländischen Maastricht einkaufen. Im Hinterzimmer der Trödelbörse wurde das Kokain dann gestreckt und portioniert in viele Szene-Packs. Die Szene, das war zum Beispiel die Kundschaft der Disco „P 1" am Haus der Kunst, wo mancher 250 bis 300 Mark für das Gramm zahlt.

Ex-Drogenhändler Lukins
„Ich bin ja nur ein kleiner Fisch"

Im Hinterzimmer der Trödelbörse, so berichten die Ermittler, traf sich die Blase nicht nur zu geschäftlichen Besprechungen, sondern auch, immer locker, um mit den Szene-Packs Backgammon zu spielen.

Es ist eine Art fröhlicher Wohlstandskriminalität, die sich nach Ansicht von Drogenexperten am unteren Ende des Kokainmarktes ausgebreitet hat wie sonst nur die Schwarzfahrerei. Bei Grillfesten an der Isar und bei Rock-Festivals seien die Szene-Packs, so berichtet Gerhard Eckstein von der Münchner Drogenberatung Con-drobs, „schon die zweite Währung geworden".

Das untere Ende des Heroinmarktes sieht trauriger aus. Das findet sich in der Frankfurter Kaiserstraße.

Am Eingang zur Pension Kaiserstraße 51 gibt es kein Schild und keine Klingel. Die Tür steht immer offen, dahinter führt eine steile Steintreppe zwischen beschmierten Wänden nach oben, wo die Zimmer sind. Nackte Glühbirnen beleuchten, wenn sie nicht gerade kaputt sind, den Aufgang.

Den Eingang kennen die Drogis. Die Mädchen, die hier ihre Freier hinaufschleppen, kommen schon kurze Zeit später wieder heraus, um sich mit gierigem Blick und kalten Händen den nächsten Schuß, den Hit, zu holen.

Rund um die Kaiserstraße findet sich der größte Umschlagplatz der Stadt. Dort ist der Treffpunkt für die heroinabhängigen Frauen, die sich nicht mehr anders zu helfen wissen, als ihre Sucht mit Prostitution zu finanzieren, der Treffpunkt für Junkies aus dem Süden, die nach Frankfurt in die Kaiserstraße fahren, weil dort das Heroin nur halb so teuer ist wie in München.

Drogenfahnder, die rings um das tote Ende der Kaiserstraße, den „Kaisersack", auf der Lauer liegen, kennen die typischen Autos mit bayerischen Kennzeichen, „klapprige Kisten mit Leuten drin, die auch nicht besser aussehen". Auf diese Kundschaft stürzen sich die Checker.

Checker sind die alleruntersten in der Dealer-Hierarchie. Süchtige, die selber kein Geld haben, ins Dealer-Geschäft zu investieren, und sich darum, halb Opfer, halb Täter, aufs Schmarotzen beschränken müssen. Checker machen die Kontakte zwischen den Käufern und den Dealern. Provision: ein Hit.

Pfiffige Checker kassieren doppelt: bei der Kundschaft im Kaisersack und bei den Verkäufern ein paar Schritte weiter in der Moselstraße.

In der Moselstraße stehen die Jugoslawen, deren Hintermänner in der Gegend das Geschäft fest im Griff haben.

Einer der Organisatoren ist, nach Ansicht der Polizei, ein Jugoslawe namens Vesco, Gebieter über einen Stab von Unter-Jugoslawen, die den Einzelhandel besorgen. Vesco wurde wiederholt dabei beobachtet, wie er sich im Lokal „Olympia" in der Moselstraße mit seinem Landsmann Goran traf.

Goran war bis vor wenigen Monaten – bevor er verhaftet wurde – eine wichtige Anlaufadresse im „Olympia". Er stand im Ruf, gute Kontakte zu einer Quelle für guten Stoff zu haben. Guter Stoff ist Pulver mit hohem Heroinanteil, das sich vor dem Weiterverkauf noch heftig strecken läßt – denn da liegt das Geschäft. 100 Gramm davon soll Vesco bei Goran öfter mal bestellt haben.

Dann machte sich Goran aus dem „Olympia" auf, aus der Unterwelt der Schmuddeldealer in die Oberwelt zu den Grossisten.

Die Oberwelt, das ist zum Beispiel das Café Mozart am Frankfurter Liebfrauenberg. Der Name prangt in großen Goldlettern auf dem Schaufenster, Spitzengardinen lindern den Blick auf die Hausfrauen, die draußen mit prallgefüllten Einkaufstüten zum U-Bahnhof Hauptwache streben.

Hier residierte ein Mann, der auf der Szene „Jotti" heißt und nach Ansicht der Ermittler über erhebliche Vorräte an Heroin verfügt. Mit ihm trank Goran gern ein Täßchen Kaffee.

Zusammen seien die beiden dann im Auto zu einem von Jottis Depots im Wald bei Bergen-Enkheim gefahren, meint jedenfalls die Polizei. Was sich dort binnen weniger Minuten abgespielt haben soll, ist typisch für die Geschäftssitten unter Heroinhändlern.

Zwei Herren gehen im Wald spazieren. An einem Baum bleiben sie stehen, der eine nennt einen Preis; 7000 Mark, sagt die Polizei, seien es in diesem Fall gewesen. Dann gehen sie zurück zum Auto. Wer auch immer sie dabei beobachten sollte: Verdächtig mag ja so ein Spaziergang sein, strafbar ist er nicht.

Nach ein paar Stunden war Goran wieder im „Olympia" und holte Vesco ab. Zusammen, heißt es, seien sie wieder in den Wald gefahren. Diesmal sei es Goran gewesen, der unter dem betreffenden Baum stehenblieb und einen Preis nannte: 9000 Mark, weiß die Polizei.

Niemand hatte Heroin in den Händen – gehandelt wurde lediglich mit dem Wissen um den Baum, unter dem das Tütchen vergraben war.

Es ist üblich, daß der Käufer bei nächster Gelegenheit in den Wald fährt und unbeobachtet „umbunkert". Das Wissen um die neue Stelle hat er nun ganz allein. Und Wissen ist Geld. 9000 Mark jedenfalls, berichten Zeugen, habe Vesco alsbald seinem Partner Goran im „Olympia" zugesteckt, in Hundertern und Fünfhundertern.

Zehn Millionen Mark in kleinen Scheinen, schätzen Kriminalisten, werden jeden Tag in Westdeutschland über den Tisch geschoben von mehr als 100 000 Süchtigen im Lande. Den größten Umsatz machen noch immer die beiden westdeutschen Drogenhochburgen Frankfurt und Hamburg – dafür spricht auch die Kriminalstatistik: 545 Rauschgifttaten auf 100 000 Einwohner zählten die Frankfurter Fahnder, 442 wurden vergangenes Jahr in Hamburg registriert.

In München (138) sind die Dealer entweder erheblich weniger aktiv – oder sie arbeiten unauffälliger. In den Vordergrund rücken mittlere Städte wie Hannover (465), und der Markt verlagert sich immer mehr in die Provinz.

Neuerdings sind es synthetische Modedrogen wie Amphetamine („Speed"), oft aus den illegalen Labors in Polen, die immer häufiger auch Dorfpolizisten in die Hände fallen. Rund 60 Prozent aller Speed-Dealereien fliegen in Gemeinden mit weniger als 100 000 Einwohnern auf, immerhin auch fast die Hälfte aller Kokaingeschäfte.

Der schnell wachsende Markt sprengt alle traditionellen Regeln. Die herkömmliche Zweiteilung in einen „geschlossenen" Kokainmarkt auf den Teppichetagen der Bürohäuser und in den Appartements der Schickeria einerseits und einen „offenen" Heroinmarkt der Elenden am Bahnhof stimmt nicht mehr.

Zwar breitet sich das Kokain immer weiter im Establishment aus, mittlerweile gibt es schon ganze Rechtsanwaltscliquen in Frankfurt, die sich in den Bars nahe der Freßgass zum geselligen Nasenspiel treffen. Doch die Massensucht unter der ständig jünger werdenden Kundschaft hat in weiten Kreisen zu völlig wahllosem Konsum geführt.

Arbeitslose Jugendliche, abgebrochene Oberschüler, Flüchtlingskinder, gescheiterte Studenten stellen ein Drogenproletariat, das es nimmt, wie es kommt: „Die hauen sich den Kopf voll, egal wie", sagt der Berliner Rauschgiftfahnder Gerhard Ulber.

Die Händler richten sich drauf ein. „Wenn wir heute einen Kleindealer festnehmen", berichtet Gerhard Mayr vom Landeskriminalamt in München, „hat der das ganze Sortiment dabei: Kokain, Heroin, LSD." Die Kripo nennt das „Breitband-Dealen".

Genau das richtige Angebot für die drogenhungrige Neukundschaft im Osten. Die Alkoholiker-Szene in der DDR ist es, die nach Marktanalysen der Drogenkartelle nach allem greifen wird, was dröhnt.

Der enorme Schnapskonsum habe einen „regelrechten Nährboden" für die „internationalen Syndikate" bereitet, urteilt auch die Ost-Berliner *Neue Zeit*: „Der Trend bei uns geht sichtbar hin zum Mehrfach-Mißbrauch, zur Mehrfach-Abhängigkeit, zur Kopplung von Alkohol mit anderen Suchtmitteln." DDR-Soziologen fanden heraus, daß jeder dritte Jugendliche in der Republik bereit ist, Rauschgift zu probieren.

Für die Umsteiger vom Alkohol auf harte Drogen wird das Angebot immer verlokkender. Heroin-Hydrochlorid für die Fixerspritze wird mittlerweile von modernerer Heroin-Base abgelöst, die nicht gespritzt werden muß, sondern erhitzt und dann inhaliert werden kann. Bereits 75 Prozent des verkauften Stoffs werden nach Experten-Ansicht als solches „Rauch-Heroin" gehandelt.

Eine Strategie des Gewerbes gegen die Aids-Angst der Kunden sieht der BKA-Drogenfahnder Dihanich in dieser Marktumstellung – und zugleich eine Versuchung für Anfänger, die aus Scheu vor der Nadel bisher lieber vom Schnüffelstoff Kokain probierten.

Die Strategie kommt an. Die Zahl der von der Polizei ermittelten Heroin-Erstkonsumenten steigt stramm: 3200 wurden 1987 als H-Einsteiger registriert, 4800 waren es 1988, 6500 im vergangenen Jahr.

Geworben, so erfuhren Sozialarbeiter im Berliner Fixer-Viertel Kreuzberg, werde die neue Kundschaft mit Gratis-Rauchproben. Die Zeremonie, mit der das Pulver auf kleine Stanniolpapierstückchen verteilt, dann erhitzt und verdampft wird, macht neugierig.

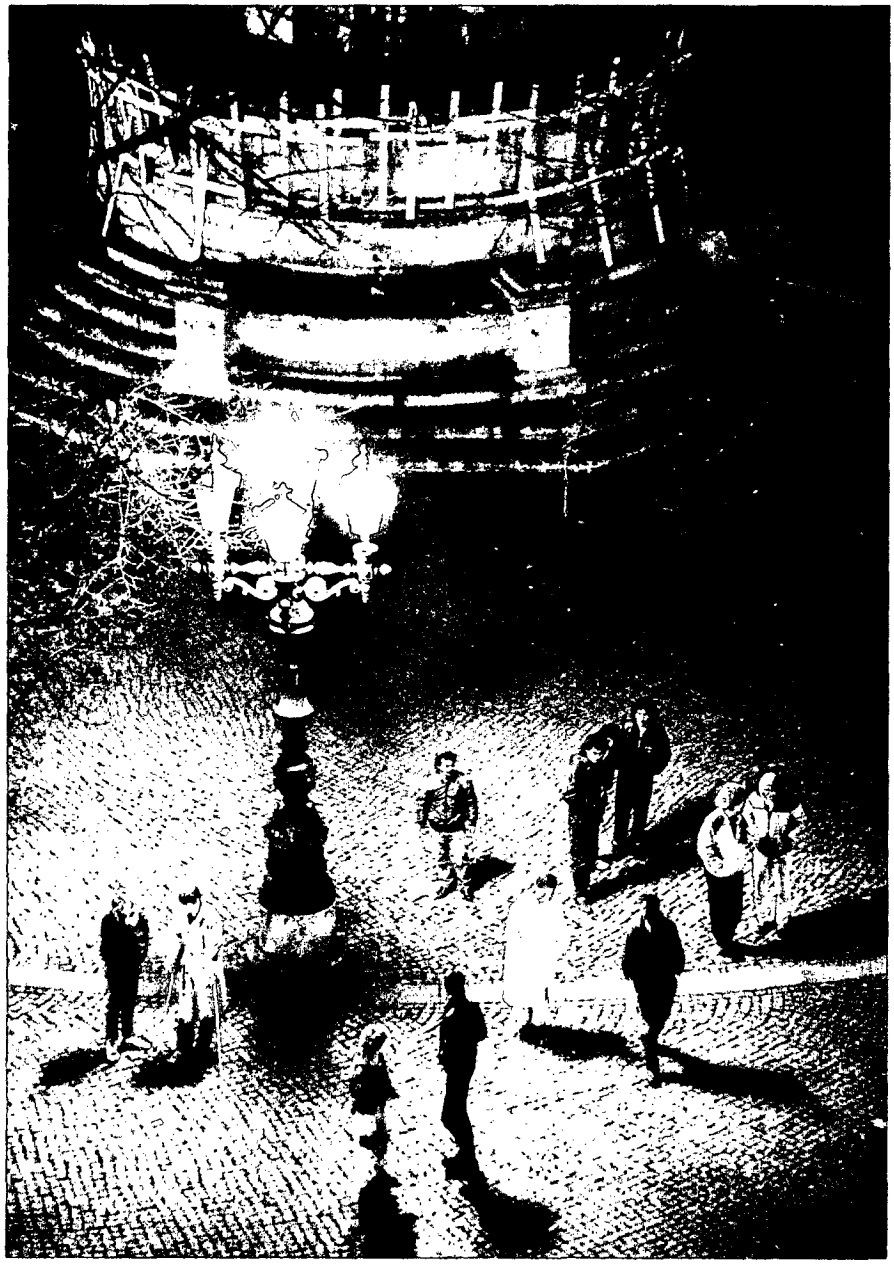
Vereinzelt weisen Dealer ihre jugendlichen Kunden auch gleich in den Gebrauch des Spritzenbestecks ein. Die Kripo verhaftete im holsteinischen Heide am Montag vorletzter Woche drei Rauschgifthändler, die Teenagern auf Partys Heroin verkauft hatten und den unerfahrenen Gästen sogar beim Fixen zur Hand gegangen waren.

Gerüchte, daß mit neuem Marketing der Markt der Schulkinder erschlossen werden solle, erhielten Nahrung, als im September zwei Zivildienstleistende an der niederländischen Grenze bei Kleve festgenommen wurden. Die „Todesdroge" LSD *(Bild)* steckte in Löschpapier, das mit Mickymaus-Bildern bedruckt war.

Zum „Eigenverbrauch", gaben die Ertappten an, seien die Lutschbildchen gedacht, ein Partyspaß möglicherweise;

Festnahme bei Drogenrazzia: „Die Blöden erwischt man"

Herointote (in West-Berlin): „Entsetzliche Heimsuchung"



Heroinmarkt Hansaplatz in Hamburg-St. Georg*: Kinder als Drogenkuriere

nur *Bild* wußte zu berichten, die heißen Bilder seien „vor Schulen im ganzen Ruhrgebiet gesehen" worden.

Solche Meldungen lösten an vielen Orten Panik bei den Eltern aus. Väter und Mütter von Kindern einer Grundschule im Frankfurter Bahnhofsviertel beschlossen auf einem eilends einberufenen Elternabend, Wachen über das Schulgelände patrouillieren zu lassen.

Ähnlicher Schrecken verbreitete sich auch nach den immer neuen Heroinfunden im Alten Land. Ein hoher Zaun, forderten Eltern, solle umgehend um die Schule in Buxtehude gezogen werden, um die Schüler vor den Dealern zu schützen. „Wir müssen", warnte schon in Wuppertal der Direktor des Carl-Fuhlrott-Gymnasiums, Jürgen Wirths, „darauf achten, daß wir nicht die Schwelle zur Hysterie überschreiten."

Die Angst um die Kinder ist nicht grundlos – doch, so sagt es „aus Justizsicht" der in Drogenkriminalität erfahrene Münchner Jugendrichter Manfred Adams: „Einen Tatort Schule gibt es nicht."

Das Geschäft mit den Schülern findet nach den Erfahrungen der Hamburger Schulbehörde „auf dem Heimweg im Park oder abends in der Disco" statt.

Zwar nehmen gerade in den Schulen der Hamburger Reichen-Viertel Blankenese und Harvestehude die Pennäler schon mal eine Nase Koks – doch den Stoff bringen sie von zu Hause mit.

* Im Hintergrund von Eltern aus Protest aufgestellte Holzkreuze für Drogentote.

„Was soll denn auch ein Dealer in der Schule?" fragen sich die Beamten.

Nach übereinstimmender Ansicht von Drogenexperten sind Pennäler für Dealer keine besonders interessanten Kunden.

- ▷ Der Schulhof ist überschaubar und darum zu gefährlich für die Geschäfte Außenstehender.
- ▷ Der Kleinbedarf unter Schülern wird durch Mini-Deals auf dem Schulklo hinreichend befriedigt.
- ▷ Schüler haben gar nicht genug Geld, um eine süchtige Stammkundschaft zu stellen.

Kinder, die abhängig sind und sich täglich ihr Geld für den Drogenkonsum organisieren müssen, haben keine Zeit mehr, zur Schule zu gehen. Sie treiben sich auf dem Kinderstrich herum oder schließen sich einer der jugendlichen Einbrecherbanden an.

In Hamburg sind bereits zwei Drittel aller inhaftierten Jugendlichen wegen Drogen- oder Beschaffungstaten hinter Gittern. Und gerade die Heroinkundschaft wird immer jünger. „Vermehrt Kinder und Jugendliche", so heißt es im Drogenbericht des Senats, bevölkern die Heroinszene in St. Pauli und St. Georg. Ein 14jähriges Mädchen wurde dort geschnappt, sie hatte Heroin für ihren 11jährigen Bruder gekauft.

Und die Dealer sind nicht älter als ihre Opfer. Der Türkenjunge Mehmet war 13 Jahre alt, als er nach Hamburg kam, um mit Heroin Geld zu verdienen.

Aufgewachsen ist er in einem Dorf in der Nähe der Stadt Palu, sein Vater ist Bauer. Immer mußte der Junge seinen Eltern auf dem Feld helfen, Lesen und Schreiben hat er kaum gelernt.

Landsleute haben ihn im Auto über die Grenze mit nach Deutschland genommen. Und Landsleute haben ihm erklärt, wie man Geschäfte mit den Menschen macht, deren Sprache er nicht verstand: Man muß sich die Ausgemergelten suchen, mit dem schwankenden Gang und dem hohlwangigen Gesicht.

Die entdeckte Mehmet am Hansaplatz im Hamburger St.-Georg-Viertel. Und Unterkunft fand er in einem Asylantenheim. So hielt er sich über Wasser.

Viermal wurde Mehmet in dieser Zeit von der Polizei beim Drogenhandel erwischt. Die Beamten nahmen dem Kind seine Briefchen ab und ließen es nach kurzer Vernehmung wieder laufen.

Im Sommer 1987 wies die Sozialbehörde den 13jährigen in eine Jugendwohnung in Wandsbek ein. In dem Fünf-Zimmer-Apartment lebte er zusammen mit drei anderen ebenfalls minderjährigen kurdischen Flüchtlingen.

Die Jugendlichen verlagerten ihre Drogengeschäfte alsbald von der Straße

ins Wohnzimmer und betrieben einen „Telefonhandel mit Voranmeldung", so die Staatsanwaltschaft. Bis zu 60 Kunden meldeten sich vom frühen Mittag bis in die späten Abendstunden unter der Wandsbeker Rufnummer, machten einen Termin aus und kamen dann vorbei, um sich ihren Stoff abzuholen.

Mit dem blühenden Geschäft wuchs auch der Lebensstandard: Mehmet kaufte sich teure Lederjacken und modische Boxerstiefel, ging jeden Tag mit deutschen Freundinnen essen, die er mittlerweile kennengelernt hatte, und fuhr nur noch im Taxi.

Einmal die Woche ging er los, um für Nachschub zu sorgen. Dann packte der Junge Geldbündel ein, verschwand für eine halbe Stunde und kam mit einem faustgroßen, in Plastikfolie verpackten Klumpen Heroin zurück.

Die Jungs schütteten den Stoff auf den Tisch im Fernsehzimmer, teilten die Droge in Zehntel-Gramm-Häufchen. Dann schoben sie die Portionen auf ein Stück Papier und falteten die Ware zu Briefchen. Um die Handelsmengen zu versiegeln, wurden die Briefchen in die Cellophanverpackungen von Marlboro-Zigarettenschachteln gelegt, die Plastikhüllen mit einem Feuerzeug zusammengeschmurgelt.

7000 Mark in großen Scheinen hatte Mehmet eingesteckt, als Drogenfahnder ihn auf offener Straße verhafteten.

Ganz Hamburg ist voll von solchen kleinen Dealer-Türken. Der Hamburger Jugendstaatsanwalt Thomas Dantzer bekommt im Jahresschnitt 600 Akten wegen Drogenhandels auf den Tisch – 90 Prozent davon betreffen junge Türken wie Mehmet.

Mohammed mit dem Kapuzenanorak war sogar erst acht Jahre alt. Die Polizei griff das Türkenkind kurz nach Weihnachten vorletzten Jahres auf der Hamburger Heroinszene in St. Georg auf. Sieben Briefchen hatte er eingesteckt, jedes mit einem zehntel Gramm Stoff gefüllt und 40 Mark wert.

Die Fahnder hatten vorher beobachtet, wie der Mini-Dealer von seinem Auftraggeber, dem Viehhändler Ömer Dogan, 34, eingesetzt wurde.

Aus einem Müllcontainer, dem Bunker, besorgte Dogan die Heroinbriefchen und steckte sie dem Kleinen in den Anorak. Dann verhandelte er mit den Kunden, kassierte und schickte die Käufer zu Mohammed, damit sie sich von dem Jungen die Ware aus der Anoraktasche aushändigen ließen.

Die Methode, Kinder als Drogenzuträger einzusetzen, senkt das Risiko für die Dealer. Die Kleinen unter 14 können nicht bestraft werden – und die Großen machen sich die Hände nicht schmutzig. Das perfekte Verbrechen.

„Schwupp, da liegen die Tüten"

SPIEGEL-Interview mit einem westdeutschen Rauschgift-Dealer

SPIEGEL: Peter, Sie waren zwölf Jahre lang Drogen-Dealer. Wenn wir Konsumenten wären – wie wären wir an Sie herangekommen?

PETER: Gar nicht. Da wäre nur was gelaufen, wenn ein guter Freund Sie geschickt hätte – und auch dann nur mit Empfehlung.

SPIEGEL: Das heißt, Sie haben sich die Leute genau angeguckt, an die Sie verkauft haben.

PETER: Ja. Ich habe nicht auf der Straße gedealt, sondern privat.

SPIEGEL: Bei Ihnen zu Hause?

PETER: Das war unterschiedlich. Bei Freunden, zu Hause oder im Freien. Das waren dann meist Waldparkplätze, Treffpunkte an kleinen Seen, wo man keine Angst haben mußte, daß die Bullen auftauchen – keine Szene.

SPIEGEL: Was hatten Sie denn so bei sich?

Dealer Peter beim SPIEGEL-Interview*: „Zuletzt war uns alles scheißegal"

PETER: Die ganze Palette: Heroin, Kokain, LSD, auch Tabletten.

SPIEGEL: Und in welchen Mengen?

PETER: Heroin beispielsweise zwischen einem halben Gramm und zehn Gramm – je nachdem, wie gut es mir selber gegangen ist. Ich bin ja selber Fixer gewesen.

SPIEGEL: Wann haben Sie mit dem Dealen angefangen?

PETER: 1974, da war ich 15. Ich habe mit Ende 12 zum ersten Mal Kontakt zu Haschisch gehabt. Ein weiteres Jahr später zu LSD, und dann habe ich eben Heroin gedrückt.

SPIEGEL: Mit Ihrem Taschengeld konnten Sie das aber nicht mehr finanzieren.

PETER: Nee, ich bin ja noch zur Schule gegangen. Also mußte ich mir was überlegen. Das Nächstliegende ist es, die Droge mit der Droge zu finanzieren. Ich habe zunächst diese Kommissionssachen gemacht, das heißt, ich habe von einem Bekannten zwei Gramm gekriegt, und nach Verkauf mußte ich das Geld abliefern.

SPIEGEL: Kommissionsgeschäft bedeutet: Ein Gramm durften Sie behalten, ein Gramm haben Sie verkauft?

PETER: So ungefähr. Das hat auch eine Zeitlang ganz gut funktioniert, aber dann kam ich unter Zugzwang: Ich habe

* Mit Redakteur Jan Fleischhauer.